

Der Sülchgau

42./43. Band
1998/1999

Herausgegeben vom
Sülchgauer Altertumsverein e.V.
Rottenburg am Neckar

Inhaltsverzeichnis

<i>Gerhard Kittelberger</i> Zum Geleit	7
<i>Jörg Bofinger</i> Zwischen Bandkeramik und Glockenbecherkultur – Neue Untersuchungen zur jungsteinzeitlichen Besiedlung in Rottenburg am Neckar und im Oberen Gäu	9
<i>Barbara Scholkmann, Aline Kottmann, Sören Frommer</i> „wenn man will meyster oder koestlich glaß schmeltzen“. Archäologische Ergebnisse zur spätmittelalterlichen Glasproduktion im Schönbuch	41
Einleitung (Barbara Scholkmann)	41
Die Produktionsstätte (Aline Kottmann)	45
Produkte (Sören Frommer)	60
Fazit (Aline Kottmann)	77
<i>Gregor Julien Straube</i> Die Altstadt bei Rottenburg	79
<i>Anselm Wenzke</i> St. Moriz in Rottenburg-Ehingen. Von der Gründung bis zur rechtlichen Absicherung 1362	101
Lutz Ilisch Der Stahlerhof zu Ehingen	117
<i>Márta Fata</i> „Johann Georg Haldenwang hat dieses Gebetbuch gehabt von seinem Vater“. Die Auswanderung der Ofterdinger Familie Haldenwang nach Siebenbürgen im Jahr 1846	127
<i>Peter Ehrmann</i> Rottenburg im Ersten Weltkrieg	145
<i>Karlheinz Geppert</i> Vereinschronik für die Jahre 1997 und 1998	171
Die Autoren	181
Abbildungsnachweis	182
Abkürzungen und Siglen	183

„Johann Georg Haldenwang hat dieses Gebetbuch gehabt von seinem Vater“

Die Auswanderung der Oferdinger Familie Haldenwang nach Siebenbürgen im Jahr 1846

Márta Fata

1. Einleitung

In einem vor wenigen Jahren durch die Gemeinde Oferdingen erworbenen Gebetbuch „Tägliches Handbuch in guten und bösen Tagen“ des evangelischen Predigers Johann Friedrich Stark ist die vergilbte Eintragung zu lesen: „Johann Georg Haldenwang hat dieses Gebetbuch gehabt von seinem Vater Johannes Haldenwang im Jahre 1856 in Deutsch-Pien. Im Jahr 1846 wanderten wir aus Oferdingen, Oberamt Rottenburg, Königreich Württemberg nach Deutsch-Pien in Siebenbürgen.“

Die Familie Haldenwang verließ die Heimat auf dem Höhepunkt der württembergischen Auswanderung, als in Folge der allgemeinen Krise in der württembergischen Wirtschaft Tausende von Menschen den Weg in die Vereinigten Staaten von Amerika nahmen. Einige Hunderte von den Auswanderungswilligen folgten allerdings der Einladung der Siebenbürger Sachsen und wanderten in das Großfürstentum Siebenbürgen in der Habsburger Monarchie aus, darunter auch die Familie Haldenwang. Warum entschlossen sich diese Auswanderungswilligen, vom traditionellen transatlantischen Auswanderungsziel abzukommen und nach dem für sie unbekanntem Südosteuropa auszuwandern? Konnten sie dort den Erwartungen entsprechen? Und welche Faktoren wirkten sich fördernd, welche hemmend auf ihre Integration in der neuen Heimat aus? Diese Fragen am Beispiel der Familie Haldenwang aus Oferdingen zu beantworten, erscheint besonders anlockend, da es neben dem Gebetbuch eine 1906 in dem siebenbürgischen Hermannstadt (Sibiu) gedruckte Lebenserinnerung des Johannes Georg Haldenwang gibt, die über die Auswanderung und die Gründung einer neuen Existenz in der Ferne berichtet.¹

2. Ursachen, Verlauf und Ergebnisse der württembergischen Auswanderung nach Siebenbürgen in der Zeit von 1845 bis 1849

Das Einwanderungsland Siebenbürgen. – Siebenbürgen lag weit entfernt von den politischen Entscheidungszentren und den wichtigsten Märkten des Habsburger Reiches und hatte zu Beginn des 19. Jh. mit großen inneren Spannungen zu kämpfen. Auf dem seit dem Mittelal-

¹ *Johann Martini* (Hg.), Aus den Lebenserinnerungen des Württemberger Einwanderers Johann Georg Haldenwang, 1846 (Sonderausgabe aus dem neuen Volkskalender XVI. und XVII. Jahrgang), Hermannstadt 1906.

ter bestehenden autonomen Verwaltungsgebiet der Siebenbürger Sachsen zeichnete sich seit den 30er Jahren des 19. Jh. eine Übervölkerungskrise ab. Schon die Zeitgenossen waren der Meinung, dass die Ursachen dieser Krise im niedrigen Niveau der Agrarproduktion und in der veralteten Agrarverfassung zu finden seien. Stephan Ludwig Roth, evangelischer Pfarrer in Mediasch (Medias), kennzeichnete 1843 die Situation: „Die Menschen haben zugenommen, die Hattert (Ackerland) können nicht mehr wachsen; die Erweiterungen durch Roden haben ihre Grenzen erreicht. Auf diesem durch die Volksmenge kleiner gewordenen Hattert (Ackerland) ist die Arbeit schwieriger, der Ertrag geringer geworden.“² Die traditionelle Agrarverfassung und Bewirtschaftung der Felder hatten eine extreme Flurzersplitterung zur Folge, die durch das vorherrschende Realersystem weiter vorangetrieben wurde. Die Felder waren nicht selten dermaßen zerstückelt, dass die Bauern sechs bis 18 Ackerfelder und ebenso viele Weingärten besaßen, die aber größtenteils nur ein paar Schritte breit waren. Die Arbeit auf diesen Grundstücken war nicht nur äußerst mühsam, sondern auch fast unerschwinglich teuer.³

Verantwortlich denkende Vertreter der Siebenbürger Sachsen erkannten, dass nur die Modernisierung der Landwirtschaft, die Arrondierung der Felder und die Stallviehzucht aus der Krise herausführen konnte. Roth, der jedoch den Widerstand und die Unkenntnis der sächsischen Bauern beklagte, war der Auffassung, dass sich die neuen Methoden durch Beschlüsse allein nicht einführen lassen und nur die Einrichtung von Musterwirtschaften in den siebenbürgisch-sächsischen Dörfern produktionssteigernde Ergebnisse zeitigen könnte.⁴ Der Pfarrer Andreas Wellmann in Fogarasch (Fagaras), der ebenfalls die Belehrung der Bauern „durch Beibringung vernünftiger Ansichten“ anstrebte, forderte die siebenbürgisch-sächsischen Beamten, Geistlichen und Lehrer zur Zusammenarbeit auf.⁵

Der Forderung kam man auf der zweiten Generalversammlung des Vereins für siebenbürgisch-sächsische Landeskunde in Kronstadt (Brasov) am 9. Juni 1843 nach, als Vereinsmitglieder unter der Leitung von Franz Conrad, Hofagent der königlich-siebenbürgischen Hofkanzlei und Bevollmächtigter der sächsischen Territorialverwaltung in Wien, die Gründung eines Vereins zur Förderung der siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaft beschlossen. Bereits im Schreiben der siebenbürgisch-sächsischen Territorialverwaltung am 17. Februar 1845, in dem sie die Siebenbürgische Hofkanzlei um die Genehmigung der Vereinsatzung bat, betonte man, dass das Übel in der Landwirtschaft nur „durch Berufung und Aufnahme fremder Einwanderer“ abzuwenden sei, „die an mehr Betriebsamkeit gewöhnt, mit den besten Methoden und Werkzeugen der Bodenkultur bekannt und ohnehin zur Veränderung ihrer Wohnsitze geneigt oder genötigt sind“. Man war zuversichtlich, „dass solche Einwanderer durch ihr Beispiel auf die übrigen Landbewohner belehrend einwirken, sie zur besseren Kultur des Bodens aneifern

² *Stefan Ludwig Roth*, Wünsche und Ratschläge. Eine Bittschrift fürs Landvolk, in: *Otto Folberth* (Hg.), *Stefan Ludwig Roth*, Gesammelte Schriften und Briefe, Bd. 4: Die Schriften der Jahre 1842/43, Berlin/Leipzig 1933, S. 219.

³ Vgl. *Georg Adolf Schuller*, Aus der Vergangenheit der siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaft, Hermannstadt 1895, S. 47ff.

⁴ *Folberth*, wie Anm. 2, S. 231–232.

⁵ *Andreas Wellmann*, Reisebriefe aus dem Lande der Sachsen in Siebenbürgen, Kronstadt 1843, S. 73.

und so durch Steigerung des Bodenertrags die Ernährung einer größeren Volkszahl möglich machen, dadurch aber mittelbar auch Industrie und Handel befördern werden“.⁶

Mit der Ansiedlung von deutschen, möglichst evangelischen Glaubensgenossen wollte die siebenbürgisch-sächsische Elite die aus der demographischen Minderheitensituation der Siebenbürger Sachsen erwachsende Existenzgefahr abwenden. Denn der Anteil der Sachsen an Siebenbürgens Gesamtbevölkerung ist in dem Zeitraum von 1794 bis 1844 von 12,5 % auf 10 % zurückgegangen.⁷ Selbst auf ihrem 195 Quadratmeilen großen und aus drei Regionen bestehenden autonomen Gebiet waren die Sachsen im Jahre 1839 in der Minderzahl, denn die Rumänen, Zigeuner und Ungarn stellten insgesamt 52,6 % der Bevölkerung.⁸ Nahm die Zahl der Rumänen durch ihre Einwanderung wegen des großen Arbeitskräftemangels auf dem Sachsenboden rapide zu, so verlangsamte sich der natürliche Zuwachs der Siebenbürger Sachsen durch das Ein-Kind-System, das sich gerade infolge der schlechten Agrarverfassung immer mehr verbreitete. Roth beschwor regelrecht den nationalen Tod, als er schrieb: „Wir Deutsche in Siebenbürgen sind in einer so desperaten Lage, dass wir in hundert Jahren aufhören zu sein.“⁹

Im Zuge des nationalen Erwachens in der 1. Hälfte des 19. Jh., als ethnische Merkmale, insbesondere die Sprache, mit symbolischer Bedeutung aufgeladen wurden, versuchte die ungarische ständische Mehrheit Siebenbürgens (der Adel und die ungarische Volksgruppe der Szekler im südöstlichen Siebenbürgen) auf den Landtagen 1837/38 und 1841-43, dem Ungarischen eine Vorrangstellung durch die Einschränkung der bisherigen lateinischen Amtssprache zu sichern. Die ständische Minderheit der Siebenbürger Sachsen reagierte auf die geplante Ausdehnung des Wirkungsbereichs der ungarischen Sprache gereizt, weil sie erkannte, dass sie dem Ausbau des ungarischen Nationalstaates dienen sollte, der einerseits auf die Union Siebenbürgens mit Ungarn, andererseits auf die Abschaffung der alten ständischen Privilegien, darunter auch der Territorialautonomie der Sachsen, zielte. Als schließlich die rumänischen Bischöfe ihrerseits die Siebenbürger Sachsen der politisch-kulturellen Diskriminierung der Rumänen beschuldigten und die sächsische Territorialverwaltung zur Gleichberechtigung der rumänischen Mehrheit aufforderten, fühlten sich die Siebenbürger Sachsen von beiden Seiten bedrängt. Conrad notierte: „Wir haben auf den letzten beiden Landtagen gesehn, wie sehnlich unsere Feinde wünschen und bei unserer kleinen Anzahl es auch hoffen, den sächsischen Namen verschwinden zu machen; wir haben gesehn, daß unsre Gegner, zu schwach uns selbst zu verschlingen, uns den Walachen als gute Beute vorgeworfen haben (...)“.¹⁰

Der befürchteten ethnischen Überfremdung hofften die Siebenbürger Sachsen mit der Einwanderung von deutschen Evangelischen entgegenwirken zu können.¹¹ Im Jahre 1844 schien

6 Entstehung, Umgestaltung und Entwicklung des siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsvereins und dessen Wirksamkeit in den Jahren 1845-1895, Hermannstadt 1895, S. 4.

7 Béla Köpeczi (Hg.), Kurze Geschichte Siebenbürgens, Budapest 1990, S. 411.

8 Errechnet nach den Angaben von Stefan Ludwig Roth, Aufklärungen über die Auswanderung nach Siebenbürgen, Tübingen 1847, S. 36.

9 Roth an Rosenfeld am 23.7.1845, in: Folberth, wie Anm. 2, Bd. 6: Der Schwabenkönig. Briefe, Tagebücher und Reden aus den Jahren 1837-1847, Berlin/Leipzig 1939, S. 172.

10 Conrads Brief an Roth am 18.3.1845, in: Folberth, wie Anm. 2, Bd. 6, S. 52.

11 Vgl. die Stellungnahme des Regierungsrats bei der Staatskonferenz der Monarchie Rosenfeld bei Gottfried Finbogen, Stephan Ludwig Roths Kolonisationsversuch im zeitgeschichtlichen Zusammenhang. In: Südostforschungen IV (1941), S. 25 ff.

der Zeitpunkt für eine deutsche Einwanderung günstig zu sein, als das württembergische Ministerium des Inneren die österreichische Regierung ersuchte, die Aufnahme von württembergischen Untertanen in Ungarn und in Siebenbürgen zu genehmigen. Die Komitate im Königreich Ungarn lehnten aber eine organisierte deutsche Einwanderung einstimmig ab. Die ungarischen Komitate und die Szekler Stühle (Verwaltungsbezirke der Szekler) in Siebenbürgen drangen darauf, dem Elend der in die Moldau und in die Walachei seit dem Mittelalter kontinuierlich ausgewanderten Ungarn durch Rücksiedlung abzuhelpfen¹² und lehnten deshalb die Aufnahme von fremden Immigranten ebenfalls ab. Dagegen sah die siebenbürgisch-sächsische Elite in der Anfrage der württembergischen Regierung eine einmalige Gelegenheit, die von Roth folgendermaßen definierten ethnischen und wirtschaftlichen Ziele der Sachsen auf einen Schlag zu verwirklichen: „(Die) Verstärkung unseres Volkes durch Herbeiziehung deutsch- evangelischer Einwanderer zur Emporhebung des Landbaues und gleichzeitiger Einschränkung des Nomadenstandes (der Rumänen M. E.) unter und zwischen uns (...)“¹³

Am 3. Oktober 1844 erklärte sich deshalb die siebenbürgisch-sächsische Territorialverwaltung bereit, Württemberger sowohl auf den adligen und mehrheitlich von rumänischen und ungarischen Hörigen bewohnten Gütern der Siebenbürger Sachsen als auch in den freien sächsischen Orten aufzunehmen. Um die Ansiedlung zu fördern, plante die Territorialverwaltung, in Hermannstadt eine Zentralstelle für die Koordinierung der Einwanderer einzurichten.¹⁴ Als jedoch die Genehmigung der württembergischen Einwanderung von höchster Regierungsebene noch immer auf sich warten ließ, ersuchte Franz Conrad am 5. März 1845, zwei Wochen nach der Gründung des Aktienvereins für die Hebung der siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaft, Pfarrer Roth, als Privatmann nach Württemberg zu reisen und dort Einwanderer anzuwerben. Conrad, der mit dem Widerstand der Ungarn gegenüber einer organisierten deutschen Einwanderung rechnete, wollte noch vor dem Beginn des nächsten siebenbürgisch-sächsischen Landtags 1846 ein *Fait accompli* schaffen.¹⁵ Die württembergische Einwanderung nach Siebenbürgen wurde damit ohne die offizielle Genehmigung der siebenbürgischen Behörden in Form einer Privatunternehmung eingeleitet.

Dies war zugleich der eine Hauptgrund für die mangelhafte Planung und Durchführung der Einwanderungsaktion. Conrad war von Anfang an der Meinung, dass jede Organisation überflüssig sei, weil sich „viele Patrioten für die Sache interessieren und den Ankömmlingen gewisse Schutz und Unterkunft gewähren würden (...)“.¹⁶ Außerdem hätte man seiner Meinung nach nur wenige Familien zur Auswanderung zu bewegen. Denn die so Angeworbenen hätten im Besitz von detaillierten Informationen über die siebenbürgisch-sächsischen Verhältnisse selbst ihre Verwandten und Bekannten von den Vorteilen einer Auswanderung nach Siebenbürgen

12 StadtA Reutlingen, List-Archiv Nr. 34.51, Aufruf von Johann Jerney im Jahre 1845 an die ungarischen Grundherren wegen des Elends der Csángós.

13 Roth an Pfarrer Kenst am 8.4.1845, in: *Folberth*, wie Anm. 2, Bd. 7: Das Schicksal. Dokumente aus den Jahren 1848/49, S. 255.

14 *Karl von Czoernig*, Ethnographie der Österreichischen Monarchie, Bd. 3, Wien 1857, S. 89. Vereinigte Ofner-Pesther Zeitung vom 26.1.1845, S. 1.

15 *Folberth*, wie Anm. 2, S. 52f.

16 Ebd., S. 57.

gen überzeugt.¹⁷ Roth, der mit der Frage beschäftigt war, wie man die Einwanderung ohne große materielle Belastung der Siebenbürger Sachsen bewerkstelligen könnte, forderte seine Landsleute in den Zeitungen auf, Anträge für die Ansiedlung von Württembergern mit der genauen Angabe der Größe und Qualität des Bodens und der Bedingungen für die Ansiedlung zu stellen. Auf Grund dieser Kauf- und Pachtverträge wollte er Kontrakte mit den Auswanderern abschließen. Diese hätten so ihr genaues Auswanderungsziel bereits in Württemberg erfahren können und von den siebenbürgischen Antragstellern selbst betreut werden müssen.¹⁸

Roth fuhr im Juli 1845 nach Württemberg, bereiste in den folgenden Monaten Altwürttemberg und führte Gespräche mit Beamten, Honoratioren und Auswanderungswilligen. Mit der Zustimmung der österreichischen Botschaft in Stuttgart startete er eine Werbeaktion in den württembergischen Zeitungen. In seinen Artikeln vermittelte er das Bild eines siebenbürgisch-sächsischen Schlaraffenlandes, das eine mehr als ausreichende Kompensation für die verlassene Heimat darstellte.

„Das Land hat große Ähnlichkeiten mit dem lieben Schwabenland und alles, was hier gebaut wird, gerät dort auf das Vollkommenste; denn der Boden ist fetter und die Witterung etwas milder. (...) Die Abgaben sind mäßig; die Landeskonstitution ist freisinnig; alle sächsischen Beamten sind Ausdruck des Volkswillens, weil sie, die Geistlichen nicht ausgenommen, vom Volke gewählt werden. Diejenigen nun, welche eine neue Heimat suchen, können bei uns mit wenigen Geldkräften ein selbständiges, freies Anwesen sich verschaffen (...)“¹⁹

Als Roth Ende November nach Siebenbürgen zurückkehrte, übertrug er die Betreuung der Auswanderer seinem in Tübingen studierenden Landsmann Peter Wolf. Sein Auftrag umfasste die Auswahl und Betreuung der Auswanderer. Bis zum Sommer 1846 wurde Wolf von Roth, anschließend vom Landwirtschaftsverein über die Einwanderungsbedingungen und über die Zahl der zum Kauf bzw. zur Pacht angemeldeten Besitztümer unterrichtet.²⁰ Anhand dieser Unterlagen stellte Wolf die Auswanderergruppen zusammen, übergab die aus Siebenbürgen zugeschickten Kauf- und Pachtverträge und erteilte genaue Auskunft über die Formalitäten und die Reiseroute. In drei 1847 publizierten Schriften gab er außerdem den württembergischen Auswanderungswilligen wichtige Hinweise über Siebenbürgen, die Reise dahin und die notwendigen Vorbereitungen zur Auswanderung.²¹

¹⁷ Ebd., S. 56.

¹⁸ Stefan Ludwig Roth, Offener Brief ins Sachsenland, in: *Folberth*, wie Anm. 2, Bd. 5: Der Predigtstuhl der Zeit. Aufsätze aus den Jahren 1842-1848, S. 110-134. *Ders.*, Bekanntmachung und freundlicher Antrag zunächst an die hochehr. Pfarrherrn der evang. Kirche, in: *Folberth*, wie Anm. 2, Bd. 5, S. 125-134.

¹⁹ *Ders.*, Anzeige für Auswanderer. In: Schwäbischer Merkur vom 10.9.1845, S. 990.

²⁰ HStAS E 146, Bü 1721, 53, Bericht des Tübinger Stadtdirektors Strählin an das Ministerium des Inneren über das Wirken Peter Wolfs am 16.2.1846.

²¹ *Peter Wolf*, Siebenbürgen und die Auswanderung dahin. Nebst den Ursachen, warum die Württemberger für jetzt dahin und nicht nach Amerika auswandern sollen, Heilbronn 1847. *Ders.*, Siebenbürgen nach Land, Volk, Geschichte und Verfassungen, Reutlingen 1847. *Ders.*, Der Führer und Rathgeber auf der Reise nach Ungarn und Siebenbürgen, Reutlingen 1847.

Das Auswanderungsland Württemberg. – Die Aussicht auf billigen Boden und auf eine sichere und selbstständige Existenz in einem 1845/46 von einer ausgesprochen schlechten Ernte betroffenen Württemberg weckte unter den zu dieser Zeit traditionell nach Amerika Auswandernden Interesse an Siebenbürgen. Nach einem ersten Verzeichnis der württembergischen Regierung, das anhand der Berichte aus den Oberämtern angefertigt wurde, wanderten vom Oktober 1845 bis Ende Januar 1846 insgesamt 69 Familien mit 381 Personen und 31 selbstständige Personen legal nach Siebenbürgen aus. Zwischen dem 17. und 24. März 1846 meldeten sich weitere 138 Familien mit 748 Personen mit insgesamt 58.646 fl Vermögen bei der siebenbürgischen Hofkanzlei in Wien. Laut eines Berichts des Landwirtschaftsvereins vom 6. Juni 1846 waren bis Ende Mai 1846 rund 63 verwitwete und ledige Personen und 307 Familien mit 1460 Personen und mit 62.582 fl eingewandert. In den ersten acht Monaten des Jahres 1847 sind nach der offiziellen württembergischen Statistik 76 Familien mit 406 Personen (7 Prozent der offiziell erfassten Auswanderer) ausgewandert. Laut einer im Jahre 1850 erfolgten Erhebung in Siebenbürgen – die allerdings gerade die Angaben jener Hermannstädter und Brooser (Orastie) Bezirke nicht beinhaltet, die bis zum 31. Mai 1846 immerhin etwa 40 Prozent aller Württemberger aufnahmen – wanderten 1847 weitere 58 Familien mit 244 Personen und mit 16.800 fl Vermögen ein. Im Revolutionsjahr 1848 waren es nur noch 6 Familien mit 22 Personen und 2300 fl.²² Der Heimatforscher Balduin Herter ermittelte anhand von Familienregistern, statistischen Angaben und Auswanderungsmeldungen in zeitgenössischen Blättern insgesamt 816 Familien bzw. Einzelpersonen für die Zeit von 1845 bis 1849.²³

Bezüglich der Herkunft der Auswanderer standen 1846 die Oberämter Balingen mit 518²⁴, Tübingen mit 383 und Rottenburg mit 326²⁵ Personen an der Spitze der Auswanderungsgebiete. Die Gründe dafür sind in den amtlichen Aufzeichnungen dieser drei Oberämter vielfach geschildert. So berichtete das Oberamt Balingen an das Innenministerium bereits am 16. Februar 1846:

„Die Veranlassung zu dieser in Vergleichung mit den früheren – sehr bedeutenden Auswanderung dürfte darin zu sehen seyn, daß wegen des beinahe allgemein herrschenden Geldmangels und der Schwierigkeit sich einen Verdienst zu verschaffen, die minderbemittelte Volksklasse weniger, als sonst zu verdienen vermag, weil auch der bemittelte seine Bedürfnisse möglichst zu beschränken sucht, und sehr übertriebene Schilderungen von der Wohlfeilheit der Güter, der Wohnungen, des Hofes und anderer Lebensbedürfnisse in Umlauf gekommen sind, wodurch die Sehnsucht nach dem vermeintlich glücklichen Lande je länger je mehr rege gemacht und alle Einladungen gegen die Richtigkeit solcher Nachrichten nur mit großem Mißtrauen angehört werden.“²⁶

22 Vgl. zu den Angaben HStAS E 146, Bü 1721, 55, Verzeichnis der seit dem Oktober 1845 bis Februar 1846 nach Siebenbürgen und Nordamerika ausgewanderten Personen. Czoernig, wie Anm. 14, S. 90. Wolf, wie Anm. 21,3, S. 39–53. Entstehung, Umgestaltung und Entwicklung, wie Anm. 6, S. 22–25.

23 Balduin Herter, Württembergische Einwanderer in Siebenbürgen um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Der genealogische Ansatz. Manuskript (Projekt Historische Migrationsforschung – Auswanderung am Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde in Tübingen).

24 HStAS E 146, Bü 1721, Oberamtlicher Bericht Balingen vom 16.02.1846.

25 KBTü I, S. 322f.

26 HStAS E 146, Bü 1721,54, Oberamtlicher Bericht Balingen vom 16.02.1846.

Die große Sehnsucht der Württemberger nach einem vermeintlich glücklichen Leben in Siebenbürgen hing mit der Krise des auf dem Gebiet der drei württembergischen Oberämter vorherrschenden Lebensmodells der so genannten Produktionsfamilie zusammen. Die meisten Familien ernährten sich hier durch die Kombination kleiner landwirtschaftlicher und gewerblicher Einkommensquellen. Sie betrieben eine Mischform von Subsistenzwirtschaft und kleiner Warenproduktion für den lokalen Markt,²⁷ die den Vorteil hatte, Krisen in der Agrarwirtschaft oder im Gewerbe stets durch die andere Einnahmequelle auszugleichen. Dieses Wirtschaftssystem geriet zur Zeit der allgemeinen Krise in den 1840er Jahren ins Wanken.

Es machten sich aber auch Bauern auf den Weg wie Jakob Klein aus Oberndorf im Oberamt Schorndorf, der mit einem Vermögen von etwa 4000 Gulden einer der wohlhabendsten Bauern seiner Gemeinde war. Im April 1846 wanderte er nach Siebenbürgen, um sich dort, „um eine andere Heimath umzusehen“, denn wie er berichtete: „wenn nun das Jahr abgelaufen ist, wenn wir uns namentlich vor der Ernte jede Entbehrung gefallen lassen, und uns begnügten mit Milch, die durch Wasser sehr verdünnt ist, und dazu die kleinen Kartoffeln verzehren, die zu schlecht und gering sind, als daß man sie stecken könnte, so fragt es sich, was habe ich erworben und erübrigt durch all' mein Arbeiten, Sparen und Entbehren? – Das Ende vom Liede ist, daß ich alle Jahr um 50 bis 100 fl in meinem Vermögen herabkomme, und den Tag beinahe ausrechnen kann, an welchem ich nichts mehr habe.“²⁸

In Württemberg ging der Übergang zur Industrieproduktion mit konjunkturellen und strukturellen Rückschlägen vor sich. Zunehmende Absatzstockungen und Arbeitslosigkeit waren deutliche Symptome einer sich zwischen 1841 und 1848 zuspitzenden Krisensituation. Die mangelhafte Handelspolitik und das Eindringen von billigen englischen Leinwand- und anderen Industrieprodukten führten das württembergische Handwerk und die Heimarbeit in die Krise. Ein Ausgleich durch die Landwirtschaft war diesmal nicht zu erhoffen. 1845–1854 war ein Jahrzehnt mit zahlreichen schlechten Ernten und damit zusammenhängendem Anstieg der Lebensmittelpreise. 1845 wurde das gesamte Gebiet Württembergs zudem durch Hagelwetter heimgesucht. In 99 Ortschaften richtete die Naturkatastrophe einen Totalschaden an. Besonders stark betroffen war das Oberamt Balingen, wo kein Ort unbeschädigt blieb. So war es kein Einzelfall, worüber der Ortsvorsteher des Marktfleckens Mössingen im Oberamt Rottenburg berichtete: „Die ökonomischen Verhältnisse der Gemeindeangehörigen sind traurig, die Armut greift immer mehr um sich, während sich die Bevölkerung immer mehr vermehrt.“²⁹ Die Agrar- und Handelskrise, verbunden mit einer starken Übervölkerung der Region und einer Zersplitterung der Bauernbetriebe durch Realteilung, verstärkte die Auswanderung aus Altwürttemberg, die sich in den Jahren 1844 und 1845 im Vergleich zu den Vorjahren 1842 und 1843 verdoppelte.³⁰

27 Vgl. Wolfgang Kaschuba, Vom Handwerk zur Fabrik, in: Wilhelm Gfröfer (Hg.), Der Kreis Tübingen, Stuttgart 1988, S. 135ff.

28 Jakob Klein, Reise nach Siebenbürgen im Mai 1846, und was er dort gesehen und erlebt. Zur Belehrung für seine Landsleute, Stuttgart 1846, S. 2.

29 Beschreibung Mössingens im Jahre 1844, zit. nach Martin Haar, Mössinger Heimatbuch, Mössingen 1973, S. 279.

30 WJB 1845, Stuttgart 1847, S. 17 f.

Angesichts der steigenden Auswanderungszahlen setzten sich Fachleute wie der Reutlinger Finanzdirektor Johann von Werner und der Staatsrechtler Friedrich List mit den Problemen der Auswanderung auseinander und befürworteten eine staatlich gelenkte Migrationspolitik,³¹ um so zugleich die fehlenden deutschen Rohstoff- und Absatzgebiete zu ersetzen. Werner, der auch einen Katalog der Auswanderungsgebiete erarbeitete, schrieb: „Es handelt sich nicht bloß um die Leitung der Auswanderung in ein hierzu geeignetes Land, sondern auch davon, die kommerziellen Beziehungen und Handelsverbindungen, welche andere europäische Staaten durch Kolonien in fremden Welttheilen gegründet haben, auf dem stillen und einfachen Wege der Auswanderung zu erreichen.“³²

Wo diese Kolonien zu gewinnen waren, darüber gingen die Meinungen allerdings auseinander. Während die meisten Autoren eine Auswanderung nach Amerika propagierten und von der Auswanderung nach Südosteuropa, insbesondere von der Ansiedlung auf den Gütern des ungarischen Adels wegen der dort herrschenden feudalen Rechtsverhältnisse abrieten, befürwortete List deutsche Kolonien in den unteren Donauländern (Ungarn, Serbien, die Moldau, die Walachei und Bulgarien) zu gewinnen, wobei er Ungarn eine politische und wirtschaftliche Schlüsselposition bei der Vertretung der gesamtdeutschen Interessen auf dem Balkan zusprach.³³ List argumentierte damit, dass die unteren Donauländer besonders reich an fruchtbaren Feldern und Mineralien, jedoch stellenweise unterbevölkert seien. So hätten sie nach deutschen Schätzungen mehrere Millionen Auswanderer aufnehmen können.³⁴ Erfreuten sich Lists Schriften und Vorschläge über Ungarns Modernisierung einer allgemeinen Zustimmung der ungarischen Reformelite, so wehrte sie sich dagegen, den deutschen Bevölkerungüberschuss aufzunehmen. Die in den 1840er Jahren in den süddeutschen Staaten publizierten Schriften, deren Autoren von „einem deutschen Ungarland“³⁵ träumten, und die in großer Zahl in die ungarischen Städte einströmenden arbeitslosen Handwerksgesellen, vor allem aus Bayern,³⁶ beunruhigten die für die ungarischen nationalen Interessen eintretenden radikalen Politiker um Lajos Kosuth. Diese waren keineswegs bereit, die gerade von den Habsburgern erwünschte wirtschaftliche und kulturelle Autonomie der Ungarn den deutschen Wirtschaftsinteressen unterzuordnen. Umso größer war die Begeisterung bei den Siebenbürger Sachsen, die gern eine deutsche wirtschaftliche oder politische Vorpostenrolle im Osten hätten übernehmen wollen.

31 Wolfgang von Hippel, *Auswanderung aus Südwestdeutschland. Studien zur württembergischen Auswanderung und Auswanderungspolitik im 18. und 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1984, S. 136.

32 Johann von Werner, *Gedanken über Leitung und Regelung der Auswanderung*, Reutlingen 1848, S. 6.

33 Friedrich List, *Die Ackerverfassung, die Zwergwirtschaft und die Auswanderung*, in: *Edgar Salin; Arthur Sommer; Otto Stähler* (Hg.), *Friedrich List. Aufsätze und Abhandlungen aus den Jahren 1831–1844*, Bd. V, Berlin o.J., S. 492–530.

34 Die deutschen Auswanderer, Ulm 1844, S. 92.

35 Vgl. u.a. Eduard Süskind, *Die Auswanderung und das deutsche Vaterland. Ein Wort an das deutsche Volk*, Ulm 1845, S. 39.

36 Márta Fata, *Überlegungen zur Geschichte der Gesellenwanderungen im 19. Jahrhundert anhand einer Fallstudie*. In: *Südostdeutsches Archiv*, Bd. XXXVI/XXXVII (1993/94), S. 64–83.

Bilanz der württembergischen Einwanderung in Siebenbürgen. – Die Berichte der Heimkehrer wie Jakob Klein über die in Württemberg unbekanntere Fruchtbarkeit der Felder, die reichlich vorhandenen Lebensmittel und ein vielleicht weniger arbeitsames, doch umso bequemeres Leben in Siebenbürgen lockten die Auswanderungswilligen an. So waren die Siebenbürger Sachsen nicht in der Lage, die rapid zunehmende Zahl der Einwanderer aufzunehmen. Roth musste bereits am 14. Februar 1846 im „Schwäbischen Merkur“ bekannt geben, dass alle freien Besitzungen und Pachtungen im Sachsenland vergeben seien. Auch die württembergischen Oberämter versuchten vergeblich, die durch die Werbung einmal in Gang gesetzte Auswanderung nach Siebenbürgen zu unterbinden. So berichtete der Besigheimer Oberamtmann am 23. Februar 1846: „Ich habe mir schon alle Mühe gegeben, diese Leute zu belehren, daß es von ihnen zu gewagt sey, nach Siebenbürgen zu ziehen, ohne sie ihre Aufnahme dort versichert seyn können, allein die wenigsten nehmen Belehrung und Kosten, und glauben den mündlichen Versicherungen des Studenten Peter Wolf in Tübingen unbedingt.“³⁷ Die Auswanderung drohte bald außer Kontrolle zu geraten. Es gab nicht genügend freie Hofstellen, und die Unterbringung der Einwanderer stockte, denn nur ein kleiner Teil von ihnen war so vermögend, dass er eine überlebensfähige und rentable Bauernstelle mit etwa 20 Joch Acker für 1000 Gulden oder mehr erwerben konnte. Zwischen Februar und September 1846 zählte man im Kronstädter Distrikt 12 Einwandererfamilien und zwei ledige Personen. Sechs Familien kamen aus Mössingen im Oberamt Rottenburg, drei aus dem Oberamt Waiblingen, zwei aus dem Oberamt Vaihingen und jeweils eine aus den Oberämtern Sulz und Schorndorf. Untergebracht waren am 1. Dezember nur sechs von ihnen, drei Bauern in einer Gärtnerei, einer als Hirt, ein Bäcker pachtete einen Garten und ein Bauer arbeitete in einer Tuchweberei. Dagegen fanden vier Bauern, ein Tagelöhner, ein Weingärtner, ein Weber und ein Sägmüller keinen Lebensunterhalt.³⁸

Der Großteil der Auswanderer kam mit wenig Bargeld, aber mit großen Hoffnungen in Siebenbürgen an. Doch was sie dort erwartete, war meist ein Leben als Tagelöhner, Knecht oder Magd. So hatten von den bis Juni 1846 eingewanderten 307 Familien nur 33 Eigentum in Siebenbürgen erworben und 60 lebten als Pächter. Der größte Teil von ihnen ernährte sich vom ländlichen Handwerk oder vom Taglohn.³⁹ Nicht wenige der Einwanderer gehörten bereits in ihrer alten Heimat zu den Dorfarmen, die von ihren Gemeinden mit den nötigen Zeugnissen und dem erforderlichen Reisegeld ausgestattet nach Siebenbürgen abgeschoben worden waren, um die wachsenden sozialen Spannungen zu verringern. So erhielten etwa die Auswanderer in Mössingen 100 fl Reisegeld.⁴⁰

Am 26. Juni 1847 ordnete Württemberg auf Veranlassung der österreichischen Regierung eine Beschränkung der Auswanderung an. Es wurden keine Handwerker mehr zugelassen und von den Landwirten nur diejenigen, die ein gutes Prädikat von ihrer Gemeinde und den Besitz eines Vermögens von mindestens 800 fl vorweisen konnten. Einreisen durften weiterhin Einzelpersonen, die sich im Land umsehen wollten, um sich dort später als Landwirt anzusiedeln. So kam die württembergische Auswanderung erst im Jahre 1849 infolge des ungarischen Freiheitskampfes endgültig zum Stillstand.

37 HStAS E 146, Bü 1721, 57.

38 Magyar Országos Levéltár (Ungarisches Landesarchiv) Kormányhatóság F 37: Gubernium. Elnöki iratok, 1746/846. Aufzeichnung des Oberrichters Johann von Wentzel.

39 Wolf, wie Anm. 21, 1, S. 42.

40 Haar, wie Anm. 29, S. 219.

Die Ursachen für die gescheiterte Einwanderungsaktion sah Roth darin, dass viele der württembergischen Einwanderer nicht die erwünschten Musterbauern waren, denn „mancher derselben (war) nicht einmal im Stande, den Pflug zu handhaben, die Jochochsen zu lenken, oder die Kuh zu melken“.⁴¹ Deshalb machte auch ihre Integration in die siebenbürgisch-sächsische Gesellschaft nur langsam Fortschritte, woran jedoch die Siebenbürger Sachsen selbst Schuld trugen, bei denen sich, so Roth, „der Unglaube an die Tüchtigkeit der Württemberger festgesetzt hatte“.⁴² Vor allem aber beschuldigte er die im Königreich Ungarn lebenden Ungarn, mit ihrer ablehnenden Haltung die sächsischen Pläne untergraben zu haben. Dabei ließ Roth außer Acht, dass die ungarische Verwaltung, insbesondere in der Hauptstadt Pest, mit dem Problem der herumwandernden Württemberger konfrontiert war. Klein berichtete über das Beispiel eines jungen Landsmannes aus seiner Pfarrei, den er in Pest traf: „Ich wollte ihn mit nach Siebenbürgen nehmen, aber er sagte, er gehe noch lange nicht, und arbeiten wolle er auch nicht, wenn er wieder einen Tag betteln, so habe er wieder drei Tage herrlich und in Freuden zu leben; diese Leute wissen auch noch, sagte er, was der Brauch sey, und was ein Almosen heiße!“⁴³ Auch viele der enttäuschten Württemberger nahmen ihren Weg über Pest und gelangten bettelnd wieder nach Hause, was den Ungarn Anlass zur Kritik an der von Anfang an misstrauisch beobachteten Einwanderungsaktion gab.⁴⁴

Johann Georg Haldenwang berichtete über die vielfältigen Ursachen der allgemein missglückten Einwanderung seiner Landsleute:

*„Einige blieben hier, denn sie starben, die meisten aber, unruhigen Geistes, zerstreuten sich nach einigen Jahren in alle Winde. Ich will ein offenes Wort sagen: es war unter ihnen manch lockerer Vogel, der ein leichtes Leben und keinen Ernst in der Arbeit gewöhnt war, es schien ihm nicht – er zog fort; es waren einige mitgekommen, die sich auch zu Hause nicht durch Nüchternheit ausgezeichnet hatten, hier trieben sie's ärger denn zuvor – bald war die Tasche geleert – sie mußten fort; wieder andere waren wohl arbeitsam, aber sie faßten die Sache nicht am rechten Ende an – sie versuchten es anderswo; andere hatten Unglück und konnten nicht bleiben; so ging das fort, aber die Ersteren überwogen.“*⁴⁵

Klein meinte allerdings die Hauptursache des Fehlschlags der württembergischen Einwanderung bei den Siebenbürger Sachsen selbst gefunden zu haben, die seiner Ansicht nach einzig und allein persönlichen Nutzen aus der Einwanderung ziehen wollten: „Die Sachsen mögen nicht arbeiten, und sind fast so träg als die Welschen. Sie handeln lieber mit Höfen oder verpachten solche, daß Andere für sie arbeiten müssen. Die Sachsen und der Pfarrer Roth haben das gleiche Interesse und passen ganz gut zusammen, und wegen dieses Interesses hat man den Ruf zur Auswanderung dahin ergehen lassen. Die Pfarrer bekommen nämlich vom Staate keine Besoldung, sondern beziehen den Zehnten (...). Wenn nun viele Leute da sind und viel gebaut

41 Roth, wie Anm. 8, S. 6.

42 Roth an Sigerius am 22.2.1848, in: *Folberth*, wie Anm. 2. Bd. 7, S. 17.

43 Klein, wie Anm. 28, S. 16.

44 *Hans Kósa*, Die ungarische Kolonisationsfrage um die Mitte des 19. Jahrhunderts, Budapest 1938, S. 6.

45 *Martini*, wie Anm. 1, S. 3.

wird, so nehmen die Geistlichen viel ein, und die Sachsen können theurer verkaufen oder verpachten. (..) In meiner Heimath hatte man gesagt, daß man in Siebenbürgen den Morgen um 10 fl kaufe, und hier sollte ich nun 100 fl dafür bezahlen, so sehr hatte man aufgeschlagen.“⁴⁶

Die württembergische Einwanderung entsprach weder den Erwartungen der sächsischen Intellektuellen, der siebenbürgisch-sächsischen Wirtschaft einen innovativen Anstoß zu geben, noch war die Ansiedlungsaktion aus der Sicht der Auswanderungswilligen als erfolgreich zu bezeichnen. Die von den Sachsen vermittelten Informationen entsprachen oft nicht den vorgefundenen realen Verhältnissen und haben die Auswanderer getäuscht. Dennoch ist in der historischen Erinnerung der Württemberger ein positives Bild über Siebenbürgen haften geblieben. In einigen Dörfern des ehemaligen Oberamtes Schorndorf war ein kleiner Vers bis in die zweite Hälfte des 20. Jh. in mehreren Varianten verbreitet, der den Reichtum und die Freiheit im Lande besang:

*„In Siebenbüрге ischt guet lebe,
do braucht mer koin Butte ond koin Gräbe,
do kommt koi Büttel ond koi Presser,
ond Brates derf mer äll Dag esse.“⁴⁷*

3. Auswanderung und Integration am Beispiel der Ofterdinger Familie Haldenwang

Absichten und Erwartungen. – Die Haldenwangs gehörten zu jenen wenigen Auswanderern, denen der Neuanfang in der Fremde geglückt ist. Als Johann Georg in seinem 76. Lebensjahr auf sein Leben zurückblickte, konnte er mit Stolz berichten, dass er der größte Steuerzahler und einer der höchsten Würdenträger seiner siebenbürgisch-sächsischen Gemeinde geworden war. Warum gelang es gerade ihnen der Neuanfang und anderen Familien nicht?

Der Vater von Johann Georg Haldenwang war ein armer Weber, der wie die meisten Handwerker im Steinlachtal zugleich Landwirtschaft für den eigenen Bedarf betrieb. Es gelang ihm ab und zu, Leinen und Hanf in die Schweiz zu liefern, seit den 30er Jahren ging es jedoch im Webergewerbe wegen der starken Konkurrenz immer härter zu. So ließ er seinen erstgeborenen Sohn Johann Georg die Anfertigung des damals in Mode gekommenen feinen Musselins erlernen. Johann Georg war zwar ein sehr guter Schüler, weshalb der Pfarrer dem Vater riet, den Sohn studieren zu lassen, „er war aber arm und getraute sich nicht, Eines von Achten studieren zu lassen“,⁴⁸ berichtete Johann Georg. So musste er von 5 Uhr morgens bis 10 Uhr abends arbeiten, konnte aber in der Woche doch nicht mehr verdienen als 4 fl. Die Weberei trug immer weniger ein, und der zehnköpfigen Familie ging es immer schlechter. Als auch der jüdische

⁴⁶ Klein, wie Anm. 28, S. 12f., 15.

⁴⁷ Der Vers wurde in Kleinheppach belegt. Zitat nach Hermann Aeckerle, Die schwäbischen Aeckerle. In: Deutsches Familienarchiv Bd. IV 1955/56, S. 170. Vgl. dazu auch die Mitteilung des Gemeindearchivars von Korb, Gottfried Schwarz, am 7.5.2002 (Projekt Historische Migrationsforschung – Auswanderung am Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde in Tübingen).

⁴⁸ Martini, wie Anm. 1, S. 5.

Händler Benedikt Baruch in Hechingen, für den Johann Georg Haldenwang zusammen mit etwa 400 Meistern aus der Umgebung webte, mangels Nachfrage nach einheimischen Textilien die Abnahme bedeutend einschränken musste, überlegte sich die Familie Haldenwang, eine Existenz außerhalb des Dorfes zu suchen.

Der Auswanderung ging ein Versuch der Familie voraus, nach Oberschwaben zu ziehen. Die Haldenwangs hörten, dass dort billig Grund zu erwerben sei. Deshalb machten sich Vater und Sohn auf die Reise. Doch der Versuch, sich in der Umgebung von Ravensburg einzukaufen, scheiterte an den religiösen und den daraus folgenden mentalen Gegensätzen zwischen den württembergischen Regionen. Altwürttemberg, die engere Heimat der Haldenwangs, war ein lutherisch-protestantisches Territorium, das neuwürttembergische Oberschwaben dagegen katholisch. Altwürttemberg war wegen der Realteilung ein vorwiegend kleinbäuerlich-handwerklich strukturiertes Land, Oberschwaben dank des Anerbenrechts dagegen vorwiegend groß- und mittelbäuerlich geprägt.⁴⁹ Wie stark die Trennlinien waren, erfuhren die Haldenwangs während ihrer Reise: „Wir gerieten in große Not, denn man wollte uns nicht beherbergen, als man hörte, wir seien evangelisch. Wir trafen dort einen Evangelischen, der sich auch angekauft hatte. Er sprach zu uns: es soll mit mir genug sein, geht heim, unter diesem Volke könnt ihr nicht leben.“⁵⁰

So beschloss der Vater, den nach Amerika ausgewanderten Freunden zu folgen. Diese hatten im Staat Ohio eine Farm gekauft und berichteten, dass man dort schon um 1000 fl so viel Grund kaufen könne, dass ihn 20 Personen zu bearbeiten nicht imstande seien. Auch im Schwäbischen Merkur las die Familie immer wieder über die guten Erwerbsmöglichkeiten in Amerika und war deshalb fest entschlossen, dorthin auszuwandern. Die Haldenwangs wollten für die neue Heimat vorbereitet sein, so musste Hansjörg auch noch das Schusterhandwerk erlernen, weil es nach den Berichten der Freunde keinen auf dem Lande in Ohio gab, der Schuhe reparieren konnte. Im Herbst 1845, noch bevor die Reisevorbereitungen getroffen wurden, las die Familie im Schwäbischen Merkur den Aufruf des evangelischen Pfarrers Stephan Ludwig Roth, statt nach Amerika nach Siebenbürgen auszuwandern. Die Nachricht, dass in den evangelischen Deutschen bewohnten Ortschaften Siebenbürgens fruchtbares Land billig zu erwerben sei, ließ die Familie vom ursprünglichen Auswanderungsziel abkommen. Ein persönliches Gespräch mit Roth in Tübingen stimmte sie vollends um. Ausschlaggebend dafür war die Nachricht, dass dort die Grundstückspreise bedeutend niedriger lagen als in Amerika und dass die Reise dahin wesentlich billiger und ungefährlicher war als nach Übersee. Doch den letzten Anstoß gab das persönliche Gespräch mit Roth, denn wie Johann Georg notierte: „Wir fühlten sogleich heraus: was dieser Mann geschrieben und was er von der Auswanderung spricht, muss wahr sein.“⁵¹

Zuerst wurde der Grund verkauft, dann auch das Haus in der Ofterdinger Froschgasse, in dem die Familie Sulz-Haldenwang seit Jahrhunderten lebte. Über die Vorbereitungen berichtete Hansjörg: „Ich sah oft Tränen in den Augen meiner Mutter, wenn sie kamen und das Gekaufte

49 Vgl. *Hans-Georg Wehling* (Hg.), *Oberschwaben*, Stuttgart et al. 1995.

50 *Martini*, wie Anm. 1, S. 7.

51 Ebd., S. 13.

forttragen. (...) Alles was wir geerbt, alles was wir erworben, es wurde hingegeben, alles (...).⁵² Es wurden anschließend von den eingeflossenen 4000 fl 1400 fl Schulden bezahlt, und am 3. März 1846 machte sich schließlich die Familie mit ihren wenigen Habseligkeiten in den eigens für die Reise angefertigten Truhen auf den Weg. Neben Kleidern, Bettzeug und Kochgeschirr wurden die Bibel, die Predigtensammlung „Evangelische Zeugnisse der Wahrheit zur Aufmunterung im wahren Christentum“ von Immanuel Gottlob Brastberger und das Gebetbuch von Stark mit den Eintragungen des Vaters über die Geburts- und Sterbedaten all seiner Kinder eingepackt.

Die Haldenwangs fuhren zusammen mit den Familien Dürr und Göhner aus Ofterdingen, die ebenfalls in den von Roth bestimmten Ort Seligstadt auswandern wollten. Die Reise ging über Reutlingen nach Ulm mit dem Pferdewagen und von Ulm auf der Donau bis Pest mit einem für die kleine Gruppe gezimmerten Schiff. Von dort fuhr man wieder mit dem Pferdewagen über die ungarische Tiefebene, das Banat, bis Mühlbach (Sebes) in Siebenbürgen. Zwar konnte die kleine Gruppe in Pressburg der Einladung der bereits 1841 dorthin ausgewanderten Ofterdinger Familien Gäbele und Speidel und im siebenbürgischen Broos der auf Einwanderer wartenden Siebenbürger Sachsen widerstehen. Doch war der Empfang in Mühlbach so herzlich und das Argument, dass man von den hochverschuldeten Rumänen Grund und Boden sehr billig abkaufen könne, so überzeugend, dass sich die Gruppe entschloss, die Reise doch nicht bis Seligstadt fortzusetzen. Zur Ackerwirtschaft geeignete Felder und eine neue Heimat fanden die Haldenwangs außerhalb von Mühlbach in Deutsch-Pien (Pianu de Jos).

Fremdheitserfahrung. – Die Erfahrung mit der Fremde begann bereits im eigenen Land. Johann Georg Haldenwang nutzte die Reise nach Siebenbürgen, um die Sehenswürdigkeiten zuerst in Ulm, dann auch in der Kaiserstadt Wien und in der ungarischen Krönungsstadt Pressburg zu besichtigen. In Ungarn beeindruckten ihn vor allem die Begegnungen mit den Einheimischen. In Pest bot ein Mann, selbst ein schon seit Jahren in Ungarn lebender deutscher Einwanderer, seine Hilfe an. Von Pest nach Arad fuhren die Württemberger mit ungarischen Fuhrleuten, mit denen sie sich zwar nicht verständigen konnten, deren Freundlichkeit dennoch in guter Erinnerung der Haldenwangs blieb: „(...)Wenn wir manchmal besorgte Mienen machten, traten sie freundlich an uns heran und suchten uns zu beruhigen, wobei sie unter vielen Worten dann die Hand auf die Brust legten.“⁵³

Die Haldenwangs kamen in einem Land an, dessen Namen sie früher nicht einmal gehört hatten. „Amerika war für uns kein unbekanntes Land“, berichtete Hansjörg. Aus den Briefen der dorthin ausgewanderten Freunde und Bekannten waren sie über das Leben in Amerika gut informiert. Dagegen war Siebenbürgen eine Terra incognita, mit der sie keine Vorstellungen verbinden konnten. Hansjörg ging deshalb zum Gemeindepfarrer und fragte, „(...) ob er etwas von Siebenbürgen wisse, und wo liege dies Land? Er sprach: ‚Ich habe noch davon gehört, doch scheint es ferne zu liegen‘, griff nach einem Buche, gab es mir und sprach: ‚Da drinnen steht das Land beschrieben‘. Ich nahm das Buch mit nach Hause und las darin.“⁵⁴ Über die in Sieben-

52 Ebd., S. 15.

53 Ebd., S. 24.

54 Ebd., S. 14.

bürigen herrschenden Zustände konnte er seiner Familie aus dem Buch nicht viel vorlesen. Vielmehr musste er später mit Staunen feststellen, dass es dort neben den Ungarn, Sachsen und Szeklern, die im Buch beschrieben waren, auch noch Rumänen lebten.

„Es war eine andere Welt, in die wir eingetreten waren, als jene, die wir mit unserer Heimat verlassen hatten. Die Verhältnisse waren anders und die Menschen waren anders. Wir fühlten uns lange als Fremdlinge,“⁵⁵ berichtete Johann Georg über die ersten Eindrücke. Die Württemberger mussten sich in Siebenbürgen mit einer fremdsprachigen Umgebung auseinandersetzen. In Deutsch-Pien lebten viele Rumänen, mit denen sie sich nur durch Dolmetscher verständigen konnten. Aber selbst die Siebenbürger Sachsen sprachen eine Mundart, die im Ohr der Schwaben zunächst äußerst fremd klang. Deshalb notierte Hansjörg: „von den Sachsen sprachen nur einige deutsch.“⁵⁶ Nicht besonders einladend war auch das eher armselige Erscheinungsbild des Dorfes. Deutsch-Pien mit den niedrigen, aus Lehm gestampften und strohgedeckten Häusern ohne Schornstein, die „wie ein Lager qualmten“, ließen die Sehnsucht nach der alten Heimat erwachen.

Auch Tracht und Sitten der Sachsen kamen den Einwanderern altertümlich vor. Die Männer trugen das Haar noch lang und breitkrepelige Filzhüte, die nach Haldenwang wie Dächer auf ihren Köpfen saßen. Besonders merkwürdig kam ihm das siebenbürgisch-sächsische Begräbnis vor. Vor allem die Tatsache, dass auch der größte Haustyran mit „unbändiger Wehklage“ verabschiedet wurde, gab ihm zu denken. Die Hochzeiten, die in Siebenbürgen nicht wie in Württemberg im Wirtshaus, sondern in den Privatwohnungen abgehalten wurden, dauerten mehrere Tage, und man aß und trank bei dieser Gelegenheit nach Beobachtung Haldenwangs unmäßig viel.

An das Essen konnten sich die Württemberger nur langsam gewöhnen. „Mit Schweinefett kochen und den Speck roh essen, das konnte bei uns niemand; wer es hier nicht konnte, hatte es nicht – wir aber entsetzten uns, weil wir an andere Kost gewöhnt waren. Ich muß sagen, bis wir die siebenbürgischen Speisen essen lernten, mußte jeder einige Krankheiten durchmachen. Ich selbst habe auch viele Beschwerden und neun Wochen das Fieber gehabt.“⁵⁷ Die Württemberger hatten bereits unterwegs in Ungarn und dann in Siebenbürgen viel Neues kennen zu lernen und auszuprobieren, so den Mais und die aus Mais zubereiteten Speisen. „Da wir nach Ungarn kamen und das erste Maisbrot sahen, sollen einige Frauen gesagt haben: ‚Hier sind wir im gelobten Lande, sehet da essen die Leute Eierbrot!‘ Nicht lange blieb uns auch der Palukes (Maisbrei) verborgen; wir konnten uns aber schwer entschließen, davon zu essen.“⁵⁸

Die Integration. – Mit der Einwanderung begann eine schrittweise Anpassung der Familie an die vorgefundenen Verhältnisse. In manchen Lebensbereichen wie in der Wirtschaftsführung ging sie gezwungenermaßen schnell voran. Die Haldenwangs kauften gleich nach ihrer Ankunft in Deutsch-Pien von verschuldeten Rumänen drei Ackerfelder und einen Weingarten und konnten bereits im ersten Jahr ernten. Bei der Bestellung der Felder musste sie sich jedoch der

55 Ebd., S. 28.

56 Ebd.

57 Ebd., 36.

58 Ebd.

in Wür
schiede
Allak, I
auf ein
unange
sie läng
unter d
queme

Nic
überno
würte
gebräu
der säc

„W
dem n
Pien. I
sächsis
in dem
so ger
Straße
dung
Kirche
wie di
gaben
ganis

So
rem T
Mäde
die in
ten H
die Ju
lausch
Stund
er.⁶²

Ei
1849
hen k

59
60
61
62
63

in Württemberg bereits überwundenen Dreifelderwirtschaft mit Flurzwang anpassen: „Wie verschieden war aber die Feldbestellung hier von jener, die wir kannten! Dort bauten wir: Dinkel, Allak, Roggen, Hafer, Gerste, Kartoffeln, Wicken, Rotklee, Luzerne und Esparsette – hier war auf einem Felde Weizen, auf dem andern Kukurutz (Mais), das dritte wurde gebracht und war unangebaut. Diese Dreifelderwirtschaft mit ihrem Flurzwange fanden wir hier; zu Hause war sie längst überwunden; was wir an landwirtschaftlichen Kenntnissen mitbrachten, konnten wir unter diesen Umständen nicht verwerten; wir waren gezwungen uns dem Bestehenden anzubequemen.“⁵⁹

Nicht nur die Dreifelderwirtschaft, sondern auch manche Arbeitsgeräte der Sachsen wurden übernommen, wenn sie sich als effektiver als die eigenen erwiesen. So tauschte Haldenwang den württembergischen Flegel gegen einen sächsischen. „Unser Flegel war etwa anders, als der hier gebräuchliche: der Klopfer war viel dicker und kürzer und machte den Arbeiter eher müde als der sächsische Flegel; darum nahm ich bald den leichtern.“⁶⁰

„Wir sahen hier alles einen vom Herkommen und der Sitte gezeichneten Weg gehen, von dem nicht leicht jemand abwich“, summierte Haldenwang seine Beobachtungen in Deutsch-Pien. Doch gerade die strenge Traditionsgemeinschaft und das fest geregelte soziale Leben der sächsischen Gemeinde erleichterten den Neuanfang der Familie. Wie in den Städten war auch in den dörflichen Gemeinden der Siebenbürger Sachsen das soziale Leben in den Rahmen der so genannten Nachbarschaften eingepasst, in denen die Gesamtheit der Hausbesitzer einer Straße bzw. eines Viertels zusammengefasst waren. Nach der Eheschließung oder nach Vollendung des 24. Lebensjahres trat ein jedes männliche Mitglied einer sächsischen evangelischen Kirchengemeinde bei. Als selbstständige Körperschaften übernahmen sie karitative Aufgaben wie die gegenseitige Unterstützung und Hilfe beim Hausbau oder in Unglücksfällen sowie Aufgaben in der Selbstverwaltung. Die Jugendlichen waren in Bruder- und Schwesternschaften organisiert.⁶¹

So suchte Johann Georg schon in den ersten Wochen die Bruderschaft auf und nahm an ihrem Tanzfest zu Ostern teil. Da er besser tanzen konnte als die Einheimischen, drängten sich die Mädchen um ihn. Er lernte von den Sachsen den ungarischen Tanz und lehrte sie im Gegenzug die in Deutsch-Pien noch unbekannt Polka. Johann Georg spielte auch gern Weisen aus der alten Heimat auf seiner Ziehharmonika, die er auf die lange Reise mitgenommen hatte. „So hatte die Jugend ein Wohlgefallen an mir und holte mich stets in ihre Mitte, wo sie meinen Tönen lauschten oder darauf tanzten. Oft, wenn ich an der Schusterei arbeitete und zur gewohnten Stunde noch nicht in der Spinnstube war, kamen die Kameraden und zogen mich mit“, schrieb er.⁶²

Einen Wendepunkt im Leben der Familie brachte der plötzliche Tod der Mutter im Januar 1849. Haldenwang berichtete: „wir hatten den Lebenshalt verloren, waren hoffnungslos und sahen keinen Ausweg. Was sollte aus uns werden?“⁶³ In den meisten Fällen wanderten die Fami-

59 Ebd., S. 40.

60 Ebd.

61 Vgl. u.a. *Annemie Schenk*, *Deutsche in Siebenbürgen. Ihre Geschichte und Kultur*, München 1992.

62 *Martini*, wie Anm. 1, S. 30.

63 Ebd., S. 43.

lien, als die Mutter starb, zurück in die alte Heimat. Die Haldenwangs waren jedoch fest entschlossen zu bleiben. Um die elterliche Familie zu entlasten, heiratete Hansjörg am 28. November 1849 eine Siebenbürger Sächsin, Katharina Tenn aus Deutsch-Pien. Mit ihrem Erbe, 500 Quadratklaffer Grund und 20 Gulden, die sie im Dienst erspart hatte, machte sich das junge Ehepaar wirtschaftlich selbstständig. Beide arbeiteten als Tagelöhner und Hansjörg setzte sich abends noch an die Schusterei. Bald bauten sie ein eigenes kleines Stübchen an das elterliche Haus, kauften einen Kartoffelacker und setzten sich immer neue Ziele, um langsam vorwärts zu kommen. Drei Jahre später legte Johann Georg seine württembergische Tracht auf Wunsch seiner Frau ab und zog sächsische Kleider an. In Nachtarbeit als Schuster erarbeitete er auch das Geld für einen reich geschmückten Pelzmantel, der von Männern und Burschen beim sonntäglichen Gottesdienstbesuch getragen wurde. Damit passte sich Hansjörg auch im äußeren der sächsischen Gemeinschaft an.

1854 schloss er mit den Pflegeeltern seiner Frau einen Leibrentenvertrag. Als die Eltern 1867 starben, wirtschaftete Haldenwang bereits als selbstständiger Bauer und konnte seinen Hof mit dem Ererbten erweitern. Er gehörte sogar zu den Bessergestellten, die im Dorf Ansehen genossen. So bat ihn 1863 der Notar der Gemeinde um Hilfe. In den Jahren 1873/74 und 1878/79 führte er sogar allein das Notariat. „Oft habe ich in dämmeriger Frühe die Feder, die ich die ganze Nacht führte, mit der Sense vertauscht, die ich dann wiederum den ganzen Tag schwang.“⁶⁴ Dennoch dachte er nicht daran, seine immer größer werdende Landwirtschaft aus der Hand zu geben. Als der sächsische Großbauer Martin Schaser, der andere Landwirte mit der Leitung seines Hofes beauftragt hatte, zugrunde ging, fühlte sich Haldenwang in seiner Lebensstrategie bestätigt. 1874 wurde er als größter Steuerzahler der Gemeinde zum Kurator der sächsisch-evangelischen Kirchengemeinde gewählt, bald sogar zum Kirchenvater. Damit war der einstige Einwanderer zu einem angesehenen Würdenträger der Gemeinde aufgestiegen.

Unterstützung vom siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsverein, dessen Ruf die Württemberger gefolgt waren, erhielten die Familien nicht. Auch von der Gemeinde bekamen die Neuankömmlinge keine materielle Hilfe. Wollte oder musste man das Einkommen der Familie verbessern, so konnte man sich bei reicheren Bauern als Tagelöhner verdingen. Johann Georg Haldenwang arbeitete sechs Jahre lang als Drescher. „An diese harte, schwere Lebensschule“ blickte er keineswegs mit Bitterkeit zurück, denn wie er schrieb: „ich glaube, daß ich durch sie tüchtig gemacht worden bin, mit Erfolg im Leben zu bestehen.“⁶⁵ Doch die meisten Einwanderer von den insgesamt 18 in Deutsch-Pien angesiedelten Familien, unter anderem aus Osterdingen, Laufen, Heselwangen und Degerloch, gaben auf und wanderten in die alte Heimat zurück. Im Jahre 1904 lebten hier nur noch drei württembergische Familien. Die Haldenwangs hatten Erfolg in ihrer neuen Heimat, weil sie fest entschlossen waren, in der Ferne Fuß zu fassen. „Wir fanden bald, dass es keinen andern Weg gibt, (das Glück) zu erreichen, als: arbeiten und sparen. Dies ist auch mein Lebensgrundsatz gewesen. Durch diesen Zauberspruch bin ich im Laufe der Zeit der größte Steuerträger dieser Gemeinde geworden.“⁶⁶ Dabei half ihm die aus der alten

64 Ebd., S. 58.

65 Ebd., S. 40.

66 Ebd., S. 37.

Heimat mi
chenden N
und Sieben
Ungarn un
haben. Wi
gibt. Indes
seyn mit ei

4. Schlussbe

Johann
hauften zu
fängliches
nur lachen
selbst die s
Palukes. Er
ein Verlang
noch wieder
auch ich w
noch, auch
ten, mit ihr
dingen nic
Lebenserin
Auswander
in die alte
nach Südos

67 Klein,

68 Martin

Heimat mitgebrachte Wertorientierung. Schon Jakob Klein fielen die zum Teil durch die abweichenden Naturgegebenheiten bedingten unterschiedlichen Lebensstrategien in Württemberg und Siebenbürgen auf. Er machte während seiner Reise die Erfahrung, dass die Einwohner von Ungarn und Siebenbürgen zufrieden sind, „wenn sie nicht viel arbeiten dürfen und gut zu essen haben. Wir Deutsche aber wollen gern viel arbeiten und mager essen, wenn es nur Verdienst gibt. Indessen werden sich viele unserer Landsleute bald an diesen Ton gewöhnen und zufrieden seyn mit einem guten Leben ohne viel Arbeit.“⁶⁷

4. Schlussbetrachtung

Johann Georg Haldenwang, den sicherlich auch der Ehrgeiz leitete, sich in der Fremde behaupten zu können, passte sich immer mehr den sächsischen Gewohnheiten an. Über sein anfängliches Staunen über Sitten und Bräuche sowie über seine Vorurteile konnte er rückblickend nur lachen. So ermöglichte er selbst allen seinen fünf Kindern eine sächsische Hochzeit, trug selbst die sächsische Tracht, wirtschaftete wie die Sachsen und aß wie sie gerne rohen Speck und Palukes. Er hatte am Lebensende alles erreicht, dennoch blieb ihm ein Wunsch unerfüllt. „Nur ein Verlangen hatte ich und habe ich auch heute noch: meinen Geburtsort Ofterdingen einmal noch wiederzusehen. Ich würde zwar von den jetzt dort Lebenden niemanden mehr kennen, auch ich wäre allen Menschen fremd, aber das Elternhaus steht noch und die alte Kirche steht noch, auch Berg und Tal – Dußlingen, Tübingen, die ganze Gegend, sie wären meine Bekannten, mit ihnen hätte ich genug.“⁶⁸ Auch wenn der 78-jährige Haldenwang den Weg nach Ofterdingen nicht antreten konnte, so hat er doch dem damaligen Ortspfarrer einige Kapitel seiner Lebenserinnerungen geschickt, um sie der Gemeinde vorzulesen. Etwa 150 Jahre nach seiner Auswanderung kehrte auch das von seinem 1856 verstorbenen Vater geerbte Gebetbuch wieder in die alte Heimat zurück als Erinnerung an die letzte organisierte deutsche Auswanderung nach Südosteuropa.

⁶⁷ Klein, wie Anm. 28, S. 16.

⁶⁸ Martini, wie Anm. 1, S. 48.